

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 1

Artikel: Lebensdrang

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1
XVI. Jahrgang
1926

Bern
2. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brächer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Der Neujahrsgruß.

Von Albert Sischli.

Und wieder war's Neujahrstagmorgen
Und wieder mein Herz in hoffen und Sorgen,
Wer mir zum ersten möchte begegnen,
Zum ersten das neue Jahr besegnen,
Und wünscht' im stillen, es möchte sein
Ein Mensch, der wahr und gut und rein!
Denn wenn ein Segen soll wirken und frommen,
So muß er aus reinem Herzen kommen!

Klingkling! Die Glocke plötzlich schrillt,
Ich eile hinunter: Nun Herz, es gilt!
Ei der Tausend! find ich ein Menschlein drauß,
Ein herzigs, mit einem Rosenstrauß —

Es war des Nachbar Gärtners Kind,
Das Kindchen und ich Gutfreunde sind. —
Mit leuchtenden Augen steht die Kleine
Vor mir und legt ihr Händchen in meine,
Sprudelt gar ernsthaft ein Sprüchlein hervor
Und übergibt mir den Rosenflor.
Und wie sie zu Ende mit ihrem Segen,
Sich schleicht sie schrittweis und verlegen,
Bis sie's auf einmal eilig kriegt,
Sang mich, wenn du kannst! übers Sträßlein fliegt.
Mit den Augen geb' ich ihr das Geleit —
So sei denn willkommen, du neue Zeit!

(Aus Arnold Böchi: „O du fröhliche“, Weihnachtsgedichte für die Jugend.)

Lebensdrang.

Roman von Paul Tigr.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 1

Erstes Kapitel.

Die letzten Februarstage im Jahre *** ließen viel Frohmuth aufgehen in den Herzen der Armen und Kranken, die ihre Feste nicht nach dem Kalender zu feiern vermögen. Das „hohe Protektorat“ dieser Volksfeier hatte die Sonne übernommen. In aller Frühe zerstreute sie die drückenden Nebel und sandte schon um die neunte Stunde so viel heiteren Glanz und gemütliche Wärme durch die Fenster, daß sich diese wie auf ein Geheiß allerorten öffneten. Mit der natürlichen Wärme zog ein verheizungsvoller Hauch von Gesundheit durch die muffigen Stuben und Rämmern. Statt der wehenden Wimpel und grünen Kränze hingen Kissen und Decken von den Ballonen, die Lust am Lied erwachte am häuslichen Herd, die hellen Gassen warfen sich den vielstimmigen Jubel spielender Kinder zu.

Es war ein gesegnetes Aufatmen, ein frischer Lebensstrom nahm seinen Lauf durch die ermatteten Adern.

So geschah es auch Martin Link, einem dreiundzwanzigjährigen stellenlosen Kanzlisten, der diese Tage häufig die öffentlichen Lesesäle der jungen Großstadt betrat, um die Zeitungen nach passenden Bakalaven zu durchsuchen. Einmal fiel dann sein Blick auf jene bündige Annonce im Tagblatt, die für sein Leben verhängnisvoll werden sollte.

Sie lautete: „Suche energischen jungen Mann als Sekretär. Nur schriftliche Anerbieten. Ulrich Maag, Liegenschaftsagentur zur Goldenen Sichel.“

Diese Ankündigung steigerte auf einige Zeit das Hoffnungsleben des jungen Menschen bis zur völligen Geistesverwirrung. Irgendwelche Entschlüsse, die da aufgingen, wurden im wellenartigen Trieb gleich wieder von andern überholt, der innere Sturm mühete seinen Atem, die Hände fuhren zwecklos dahin, dorthin, aber der Blick kehrte in kurzen Abständen immer wieder auf die Stelle der fettgedruckten Annonce zurück.

Sowie dann das sich klärende Bewußtsein kundgab, daß die Notiz wahrscheinlich schon von Hunderten bemerkt worden sei, ergriff Martin eine lähmende Angst, ein quälendes Verzagen. Lauernde Gesichter schwieben ihm vor, verkümmerte Gesellen vom Stand der Arbeitslosen und andere, Unzufriedene, Streber, die keine Chance unversucht passieren lassen.

„Es wird wieder ein riesiger Wettbewerb, die Aussichten sind gleich Null. Ein verblüffender Zufall wär's, wenn die Wahl auf mich fiel“, mußte sich Martin bekennen.

Allein durch diese skeptischen Gedanken blitzen bald neue Hoffnungen, anfeuernd, alles besiegend. Es rauschte

in ihm wie von Flügeln, und die Lebensgeister waren zu feinerem Aufhorchen wachgerufen. Dazu trieben die Alträumchen des Überglaubens ihren Spuk in seiner Seele. Schicksalsswinke, absonderliche Phantasieloben vom Weg zum Glück erhielten plötzlich tiefe, glühende Bedeutung.

Indessen war ein langer, kränklich aussehender Mensch angekommen, — eine verfrorene Jammergestalt in einem dürfstigen französischen Röckchen, dessen Schöze mitleid-erregend um die dünnen Beine wirbelten. Er trug eine breitgeränderte Brille, schielte und machte übrigens den Eindruck eines notleidenden Familienvaters. Von seiner abgemagerten Gestalt, den grauen Schatten um die Augen schloß man mit viel Wahrscheinlichkeit auf eine Gattin, die ihm nicht „anschlug“ — wie man zu sagen pflegt von einem Weib, das viele Kinder zur Welt bringt. Er hatte den ihm bekannten Martin kaum begrüßt, als sein forschender Blick auch schon auf die verlockende Stellenausschreibung fiel. Der Mann zuckte zusammen, als sei er auf seinen Stedbrief gestoßen. Darauf entspann sich zwischen den heimlichen Rivalen ein Gespräch voll grausiger List und Lügen.

„Hier ist — scheint mir — etwas für Sie, Herr Lint“, sagte der Angelommene, indem er den Zeigefinger gleich einem Bleistift auf die bekannte Stelle setzte. Dabei belauerte er den Jüngling von der Seite her scharf.

Martin, wohl wissend, daß der andere viel zu arm, zu hungrig war für solch großmütige Selbstverleugnung, erwiderte mit spöttischer Gering schätzung: „Nein, danke, ich bin bereits versehen.“

„Was Sie sagen! So? Als was denn?“ fragte der Familienvater und machte große, gläubige Augen, obwohl er durchaus nicht geneigt war, auch nur ein Wörtchen für wahr zu nehmen.

„Als Bankkassierer!“ log Martin großspurig weiter. Auf Befragen gab er noch weitere Ausschüsse aus dem Steg reif. Über den Namen des Hauses — erstklassige Firma! — müsse er „einstweilen“ noch geheimhalten.

Der andere lächelte desgleichen, beglückwünschte Martin impulsiv und dachte derweilen nach, wie er dem tüfischen Kerl bei der Bewerbung um die freie Sekretärstelle zuvorkommen könne.

Bald danach verfügte sich Martin Lint auf die Straße, weil die Wände sein Empfinden und Denken beengten und äußere Bewegung not tat, um das heftige Kreisen des Blutes, den heißen Ansturm von Gefühlen und Gedanken zu ertragen. Aufs Geratewohl schritt er dann hinter zwei eleganten Sportsleuten her, die — mit klirrenden Sporen, glänzenden Ladjamaschen —, eine lebhafte Unterhaltung führend, den Limmattkai hinauspazierten. Der eine, ein Zürcher, schien kürzlich von England zurückgelehrte zu sein und bemängelte nun die heimische Lebensart.

Martin ließ sich kein Wort entgehen. Er sog den prasselnden Duft dieser Reden, die ihm als Ausfluß einer be neidenswerten Weltkenntnis und vornehmer Passionen erschienen, begierig ein wie das feine Zigarettenaroma. Mächtig begann sich in ihm der Widerstand zu regen gegen das bittere Gefühl seiner Paria bestimmung. Die Verwandlung seines Herzens war so groß, daß er nunmehr mit Hohn und Ingrimm auf all die Menschen blickte, die, nach ihrem Aussehen zu urteilen, einer einfachen Lebenslage angehörten. Ausgebrannt, zerstört war das Vertrauen in ein mäßliches

Fortschreiten auf dem begonnenen Wege. Die Bescheidenheit hatte gleich einem ruinierten Bankier die Zahlungen eingestellt. Martin sagte sich: „Diese Münze hat nur geringen Wert für solche, die hoch hinaus wollen; sie, die mir stets als die beste gepriesen wurde, ist allein schuld an meiner bettelhaften Armut; ich will nun Energie und Verwegenheit an ihre Stelle setzen.“

Die Prediger der Enthaltsamkeit, des Glücks im Winkel kamen ihm lächerlich vor, blind und trügerisch die Weisheit, die lehrte, die Entfaltung des Reichtums gering zu achten. Ihre Verkünder mußten entweder Schiffbrüchige sein, die aus der Not eine Tugend schufen, oder Ignoranten, denen die gefundenen Sinne fehlten, oder geistlose Schwäb linge, die der stete, nie gefährdete Überfluß franz und verdrießlich gemacht hatte.

Als er vom Seeufer her in das kleine Villenviertel eintrat, wo die Häuser schon durch die sichtbare Raumverschwendung und die vorgelegenen, vor Winterfrost geschützten Gärten die weltliche Richtung der Bewohner zu verkünden schienen, trieb ihm die Begehrlichkeit Tränen in die Augen. Nach seiner glücklichen Phantasie bevölkerte er dann die kleinen und großen, meist im Landhausstil gehaltenen Villen, und seltsamerweise waren sie nun alle von schönen Frauen bewohnt, die ihre Tage mit Träumereien, in Sehnsucht nach gleichgestimmten Seelen verbrachten und zuweilen hinter seidenen Gardinen hervor auf die Straße blickten nach einer abenteuerlichen Erscheinung, denn ihre Männer — das glaubte Martin zu wissen — waren mit seltenen Ausnahmen trostlose, wägsame Geschäftsleute ohne Sinn für ritterliche und galante Übung.

Seine Blide hefteten sich durchdringend an die verhängten Fenster, wie wenn von einer Bewegung der Gardinen seine ganze Zukunft abhinge. Und als einmal zufällig so ein Vorhang beiseitegeschoben wurde, stand sein Herz still vor Erwartung; er dachte nichts anderes, als daß im nächsten Moment eine weiße winkende Hand erschien.

Hin und wieder war der Fensterausschnitt eines Salons zu sehen, ein Rahmenbild in undeutlichen Umrissen, ein Aufsatz mit Nippes und Bronzen, ein blumenreicher Wintergarten oder ein Livreediener, was jedesmal bewirkte, daß der Jüngling wie vor einem Wunder staunend halt machte.

Vor den ersten Gebäuden der unteren Bahnhofstraße, die großen Unternehmungen dienten, begegnete Martin einem hochgewachsenen Mann, dessen Wesen unbeugsame Entschlossenheit und rasches Handeln verriet. Er erkannte den berühmten Baumeister Walser, von dem überall die Rede war als dem verwegensten, genialsten Unternehmer des ganzen Landes. Im Sturmlaufen gegen diese Festung waren schon viele ruhmvoll zusammengesbrochen; die ältesten Handelsleute der Stadt, die dem fühnen Neuling zuerst ein böses Ende prophezeit hatten, mußten endlich bekennen, daß sie von ihm hoffnungslos überflügelt wurden.

Martin Lint, in seinem hellen, unzeitgemäßen Sommerpaletot, sah dem Gewalthaber, nach dem hin von allen Seiten die Hüte der Passanten geschwenkt wurden, voll Bewunderung nach, und als ihm einfiel, was alle Welt wußte, daß der große Baumeister als armer Tagelöhner begonnen hatte, erblickte er in dieser Begegnung den deutlichen Wink des Schicksals. Schweiß und Brand aus dem

Gesicht wischend, den Stock heftig umklammernd, sagte er laut vor sich hin: „Auch ich bin im Zeichen Merkurs geboren!“

Dann machte er sich auf den Weg zum Spekulanten Ulrich Maag.

In der unwirtlichsten Welt der städtischen Wirtshäuser hatte sich die „Goldene Sichel“ — abseits der großen Verkehrswägen — den Ruf einer gemütlichen Weinschenke erhalten. Ihr reges Auszudein unterhielten zu meist junge Studierende und reiche Kaufleute, die der „schwarzen Marie“ zu liebe erschienen oder die reifere, aber nicht minder sinnbetörende Wirtin im Auge hatten. Beide verstanden es vortrefflich, die wilde Rotte ihrer Verehrer im Zaun zu halten, und

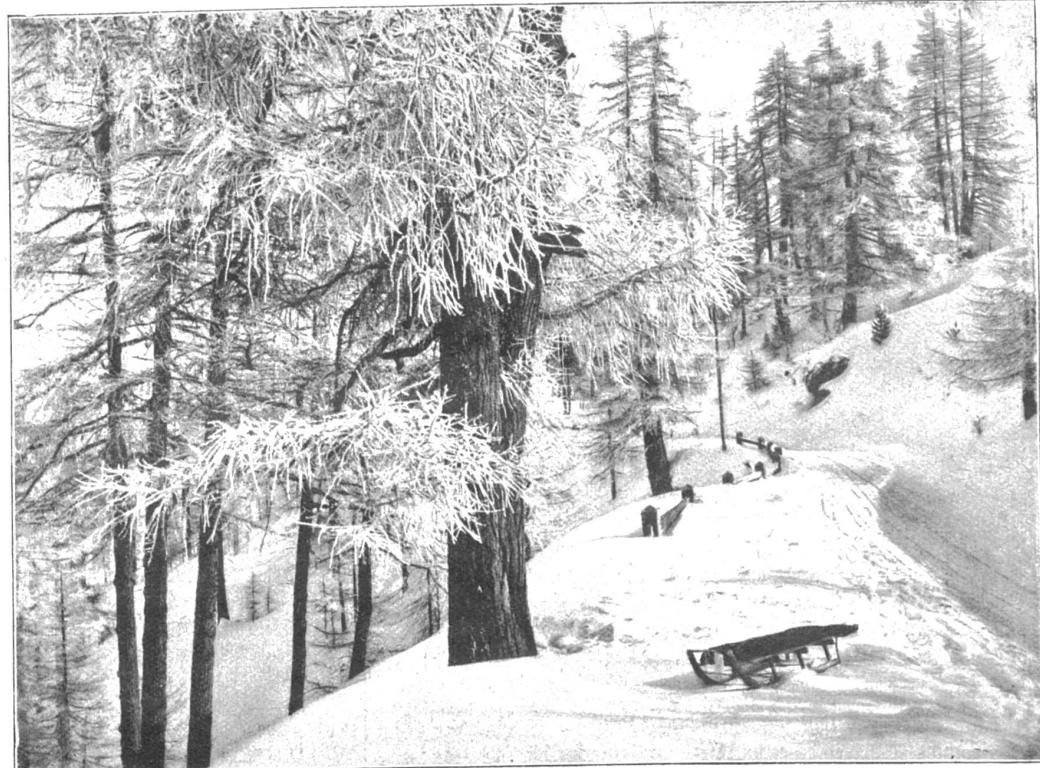
wenn dennoch die Kellnerin einmal — in vorgerüster Abendstunde — dem Drang eines heimlich Bevorzugten gehorchen wollte, so war es wiederum die scharfäugige Wirtin, die dem Zauber ein Ende machte. Von den Vorgängerinnen der „schwarzen Marie“ hatten mehrere den schlichten Abschied erhalten, weil sie das Zünglein ihrer Liebe zuletzt ganz ins Herz eines einzigen sinken ließen, was sich mit dem guten Gang des Geschäfts nicht vertrug.

Kurz, es herrschte da beim besten Traubensaft eine Geselligkeit in den frohmütigsten Akkorden, die lachenden Gesichter behaupteten das Feld, die Jünglingsherzen schlugen gleichsam im Walzertakt und sangen in Begleitung der Gitarre die Lieder von der alten Burschenherrlichkeit.

Diesem lustigen Zirkel stand freilich ein mächtiger Feind und Störenfried gegenüber in der Person des Spekulanten Maag mit seinem Anhang von Agenten, Käufern und Verkäufern, die in der „Goldenen Sichel“ Geschäfte pflegten. Die Einrichtung des Restaurants war im altdeutschen Stil gehalten. Rechts vom Eingang, vor Zugluft geschützt, stand das schwere Büfett aus Eichenholz, dahinter die Sichelwirtin eine umblumte Ede einnahm.

Zwischen den Hälsen der farbigen Likörlaschen hindurch konnte sie den ganzen Raum überblicken, während sie selbst der allzu begehrlichen Zugänglichkeit mancher Augen nicht ausgesetzt war. Von Zeit zu Zeit jedoch — gleichsam unter dem Vorwand fürsorglicher Wirtlichkeit — erhob sie sich geräuschvoll und grüßte die Runde der Gäste mit ihrem listigen und doch so sympathischen Lächeln.

Frau Klara Maag war eine Schweizerin unverfälschter Art von mannhaft hohem Wuchs, dunklen Augen und Haaren. Die Wirtschaftslust, das einförmige Leben hinterm Büfett hatte ihr Antlitz gebleicht, gleichwohl konnte



Im Glanz des Rauhfrostes. (Kunstphotographie.)

man nur Gesundheit und Kraft daraus lesen. Ihre vierzig Jahre trug sie mit gutem „Altersgewissen“, denn ihre Erscheinung leugnete diese Summe Lebens. Nur in ihrem Gang und in der nachdenklichen Bewegung, wenn sie ihre Haare aus den Schläfen strich, lag etwas von jener Müdigkeit und Resignation verlorener Leute, deren Hoffnungen im frühen Alter schon gescheitert sind. Es wäre schwer gewesen, zu sagen, ob ihr die Toilettenkünste wirkliche Freude machten, oder ob das, was sie mählich und heimlich einer Reihe von gefallshüftigen Kellnerinnen abgelauscht hatte, nur einem fühlen Geschäftsgenst entsprang, nur als Mittel der Anziehung gedacht war.

Die Gäste vergötterten Frau Klara im vollen Sinn des Wortes. Zu ihrem vierzigsten Geburtstag hatten sie einen kostbaren Silberpokal anfertigen lassen mit der kunstvoll hineingravierten Gestalt einer Wirtin in altdeutscher Tracht, die einem fahrenden Schüler den Becher kredenzt. Wenn sie sich überreden ließ — was, um den Reiz der Szene jung zu erhalten, selten geschah —, auf ihrer Gitarre im Kreis der Anwesenden ein Lied vorzutragen, „Am Brunnen vor dem Tore“ oder „O Blüemli mi“, so war die Begeisterung jedesmal wie ein Tumult. Der beste Wein wanderte auf den Tisch, kühne Blüde, verwegene Worte fielen, und die schöne Frau hatte dann alle List aufzubieten, um unangefochten in ihr Versted hinterm Büfett zu gelangen.

Als Martin Link die Wirtschaft betrat, fiel sein Blick zuerst auf die dem Eingang gegenüberliegende Tür, der ein Schild anhaftete: Bureau. In dessen Nähe setzte er sich an einen plumpen runden Tisch, der mit dem übrigen Mobiliar lächerlich kontrastierte und — wie sich später ergab — eigens für die Sippshaft des Spekulanten reserviert wurde. (Fortsetzung folgt.)